

dtv

Was verbindet eine junge Frau an der Mautstation einer französischen Autobahn mit einem Gold schürfenden Alaska-Abenteurer, mit neugierigen Seehunden vor den Orkney-Inseln, mit einem erschöpften Urlauber am Ostseestrand, einer genervten Reiseleiterin in Spanien und mit einer irischen Metzgerstochter?

Sie alle erzählen Geschichten, die uns lachen, weinen, nachdenken und schmunzeln lassen. Lassen Sie sich mitnehmen auf eine literarische Rundreise und genießen Sie den Sommer und Ihren Urlaub.

Es unterhalten Sie:

Ewald Arenz, Dietmar Bittich, Alex Capus, Leonie Daumer, Jean-Paul Didierlaurent, Doris Dörrie, Horst Evers, Mick Fitzgerald, Frank Goldammer, Frank Goosen, Birgit Hasselbusch, Elke Heidenreich, Ulrike Herwig, James Joyce, Margaret Morton Kirk, Susanne Kliem, Karen Köhler, Arnold Küsters, Iris Leister, Siegfried Lenz, Jack London, Quim Monzó, Marie-Sabine Roger, Graham Swift und John Updike.

URLAUBS LESEBUCH

Zusammengestellt von
Karoline Adler

dtv

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de



Originalausgabe 2017
© 2017 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten
(siehe Quellenhinweise S. 266 ff.)
Umschlaggestaltung: FAVORITBUERO, München
unter Verwendung eines Bildes von
gettyimages/Neil Webb
Gesetzt aus der Garamond 10/12,5
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21678-4

INHALT

SIEGFRIED LENZ

Eine Liebesgeschichte 7

ALEX CAPUS

Das Leben ist lang 12

DORIS DÖRRIE

Manna 16

JEAN-PAUL DIDIERLAURENT

Macadam 29

ULRIKE HERWIG

Clown 37

GRAHAM SWIFT

Wunder gibt es immer wieder 50

KAREN KÖHLER

Polarkreis 60

MARGARET MORTON KIRK

Das Lied der Seehunde 82

FRANK GOLDAMMER

Effizient Wandern 91

IRIS LEISTER

Der Hias 97

JAMES JOYCE

Die Pension 111

FRANK GOOSEN

Alle meine Tiere 121

LEONIE DAUMER

Irgendwie okay 125

HORST EVERS	
Die Chicorée-Salami	130
SUSANNE KLIEM	
Beweisstück	137
MARIE-SABINE ROGER	
Die Teerose	142
ARNOLD KÜSTERS	
Freischwimmer	159
MICK FITZGERALD	
Altes Geld	172
JACK LONDON	
Die Goldschlucht	175
ELKE HEIDENREICH	
Englisch	204
JOHN UPDIKE	
Frei	206
QUIM MONZÓ	
Herzlichen Glückwunsch	219
BIRGIT HASSELBUSCH	
Beschwerdefrei	222
EWALD ARENZ	
Hoch soll er fliegen	240
DIETMAR BITTRICH	
Der Prinz von Dänemark	258
DIE AUTOREN	266

SIEGFRIED LENZ

Eine Liebesgeschichte

Joseph Waldemar Gritzan, ein großer, schweigsamer Holzfäller, wurde heimgesucht von der Liebe. Und zwar hatte er nicht bloß so ein mageres Pfeilchen im Rücken sitzen, sondern, gleichsam seiner Branche angemessen, eine ausgewachsene Rundaxt. Empfangen hatte er diese Axt in dem Augenblick, als er Katharina Knack, ein ausnehmend gesundes, rosiges Mädchen, beim Spülen der Wäsche zu Gesicht bekam. Sie hatte auf ihren ansehnlichen Knien am Fließchen gelegen, den Körper gebeugt, ein paar Härchen im roten Gesicht, während ihre beträchtlichen Arme herrlich mit der Wäsche hantierten. In diesem Augenblick, wie gesagt, ging Joseph Gritzan vorbei, und ehe er sich's versah, hatte er auch schon die Wunde im Rücken.

Demgemäß ging er nicht in den Wald, sondern fand sich, etwa um fünf Uhr morgens, beim Pfarrer von Suleyken ein, trommelte den Mann Gottes aus seinem Bett und sagte: »Mir ist es«, sagte er, »Herr Pastor, in den Sinn gekommen zu heiraten. Deshalb möchte ich bitten um einen Taufschein.«

Der Pastor, aus mildem Traum geschreckt, besah sich den Joseph Gritzan ziemlich ungnädig und sagte: »Mein Sohn, wenn dich die Liebe schon nicht schlafen läßt, dann nimm zumindest Rücksicht auf andere Menschen. Komm später wieder, nach dem Frühstück. Aber wenn

du Zeit hast, kannst du mir ein bißchen den Garten umgraben. Der Spaten steht im Stall.«

Der Holzfäller sah einmal rasch zum Stall hinüber und sprach: »Wenn der Garten umgegraben ist, darf ich dann bitten um den Taufschein?«

»Es wird alles genehmigt wie eh und je«, sagte der Pfarrer und empfahl sich.

Joseph Gritzan, beglückt über solche Auskunft, begann dergestalt den Spaten zu gebrauchen, daß der Garten schon nach kurzer Zeit umgegraben war. Dann zog er, nach Rücksprache mit dem Pfarrer, den Schweinen Drahringe durch die Nasen, melkte eine Kuh, erntete zwei Johannisbeerbüsche ab, schlachtete eine Gans und hackte einen Berg Brennholz.

Als er sich gerade daranmachte, den Schuppen auszubessern, rief der Pfarrer ihn zu sich, füllte den Taufschein aus und übergab ihn mit sanften Ermahnungen Joseph Waldemar Gritzan. Na, der faltete das Dokument mit umständlicher Sorgfalt zusammen, wickelte es in eine Seite des Masuren-Kalenders und verwahrte es irgendwo in der weitläufigen Gegend seiner Brust. Bedankte sich natürlich, wie man erwartet hat, und machte sich auf zu der Stelle am Fließchen, wo die liebe Axt Amors ihn getroffen hatte.

Katharina Knack, sie wußte noch nichts von seinem Zustand, und ebensowenig wußte sie, was alles er bereits in die heimlichen Wege geleitet hatte. Sie kniete singend am Fließchen, walkte und knetete die Wäsche und erlaubte sich in kurzen Pausen, ihr gesundes Gesicht zu betrachten, was im Fließchen möglich war.

Joseph umfing die rosige Gestalt – mit den Blicken, versteht sich –, rang ziemlich nach Luft, schluckte und würgte ein Weilchen, und nachdem er sich ausgeschluckt hatte, ging er an die Klattkä, das ist ein Steg, heran. Er

hatte sich heftig und lange überlegt, welche Worte er sprechen sollte, und als er jetzt neben ihr stand, sprach er so: »Rutsch zur Seite.«

Das war, ohne Zweifel, ein unmißverständlicher Satz. Katharina machte ihm denn auch schnell Platz auf der Klattkä, und er setzte sich, ohne ein weiteres Wort, neben sie. Sie saßen so – wie lange mag es gewesen sein? – ein halbes Stündchen vielleicht und schwiegen sich gehörig aneinander heran. Sie betrachteten das Fließchen, das jenseitige Waldufer, sahen zu, wie kleine Gringel in den Grund stießen und kleine Schlammwolken emporrissen, und zuweilen verfolgten sie auch das Treiben der Enten. Plötzlich aber sprach Joseph Gritzan: »Bald sind die Erdbeeren soweit. Und schon gar nicht zu reden von den Blaubeeren im Wald.« Das Mädchen, unvorbereitet auf seine Rede, schrak zusammen und antwortete: »Ja.«

So, und jetzt saßen sie stumm wie Hühner nebeneinander, äugten über die Wiese, äugten zum Wald hinüber, guckten manchmal auch in die Sonne oder kratzten sich am Fuß oder am Hals.

Dann, nach angemessener Weile, erfolgte wieder etwas Ungewöhnliches: Joseph Gritzan langte in die Tasche, zog etwas Eingewickelteres heraus und sprach zu dem Mädchen Katharina Knack: »Willst«, sprach er, »Lakritz?«

Sie nickte, und der Holzfäller wickelte zwei Lakritzstangen aus, gab ihr eine und sah zu, wie sie aß und lutschte. Es schien ihr gut zu schmecken. Sie wurde übermütig – wenn auch nicht so, daß sie zu reden begonnen hätte –, ließ ihre Beine ins Wasser baumeln, machte kleine Wellen und sah hin und wieder in sein Gesicht. Er zog sich nicht die Schuhe aus.

Soweit nahm alles einen ordnungsgemäßen Verlauf. Aber auf einmal – wie es zu gehen pflegt in solchen

Lagen – rief die alte Guschke, trat vors Häuschen und rief: »Katinka, wo bleibt die Wäsch'!«

Worauf das Mädchen verdattert aufsprang, den Eimer anfaßte und mir nichts, dir nichts, als ob die Lakritzstange gar nicht gewesen wäre, verschwinden wollte. Doch, Gott sei Dank, hatte Joseph Gritzan das weitläufige Gelände seiner Brust bereits durchforscht, hatte auch schon den Taufschein zur Hand, packte ihn sorgsam aus und winkte das Mädchen noch einmal zu sich heran.

»Kannst«, sprach er, »lesen?«

Sie nickte hastig.

Er reichte ihr den Taufschein und erhob sich. Er beobachtete, während sie las, ihr Gesicht und zitterte am ganzen Körper.

»Katinka!« schrie die alte Guschke, »Katinka, haben die Enten die Wäsch' gefressen?«

»Lies zu Ende«, sagte der Holzfäller drohend. Er versperrte ihr, weiß Gott, schon den Weg, dieser Mensch. Katharina Knack vertiefte sich immer mehr in den Taufschein, vergaß Welt und Wäsche und stand da, sagen wir mal: wie ein träumendes Kälbchen, so stand sie da.

»Die Wäsch', die Wäsch'«, keifte die alte Guschke von neuem.

»Lies zu Ende«, drohte Joseph Gritzan, und er war so erregt, daß er sich nicht einmal wunderte über seine Geschwätzigkeit.

Plötzlich schoß die alte Guschke zwischen den Stachelbeeren hervor, ein geschwindes, üppiges Weib, schoß hervor und heran, trat ganz dicht neben Katharina Knack und rief: »Die Wäsch', Katinka!« Und mit einem tatarischen Blick auf den Holzfäller: »Hier geht vor die Wäsch', Cholera!«

O Wunder der Liebe, insbesondere der masurischen; das Mädchen, das träumende, rosige, hob seinen Kopf,

zeigte der alten Guschke den Taufschein und sprach: »Es ist«, sprach es, »besiegelt und beschlossen. Was für ein schöner Taufschein. Ich werde heiraten.« Die alte Guschke, sie war zuerst wie vor den Kopf getreten, aber dann lachte sie und sprach: »Nein, nein«, sprach sie, »was die Wäsch' alles mit sich bringt. Beim Einweichen haben wir noch nichts gewußt. Und beim Plätten ist's schon soweit.«

Währenddessen hatte Joseph Gritzan wiederum etwas aus seiner Tasche gezogen; hielt es dem Mädchen hin und sagte: »Willst noch Lakritz?«

ALEX CAPUS

Das Leben ist lang

Eines Abends musste ich mein jüngstes Söhnlein auf der Elsastraße hin und her tragen, weil ihm die ersten Zähne auf die Pilgern drückten.

»Der ist aber klein«, sagte mein Nachbar Urs, der gerade seine Buchshecke stutzte.

»Der ist ja auch erst drei Monate alt«, sagte ich.

»Gib mal her«, sagte Urs. Er legte die Heckenschere beiseite und zog seine Gartenhandschuhe aus.

»Nicht fallen lassen«, sagte ich und legte ihm den Kleinen in den Arm.

»Ach ja, so klein sind die«, sagte Urs. »Man vergisst das ein wenig, wenn die eigenen Kinder schon groß sind.«

»Du hättest ihn vor drei Monaten sehen sollen«, sagte ich. »Da war er noch viel kleiner.«

»Ich finde ihn auch jetzt noch klein«, sagte Urs. »Das wird eine Weile dauern, bis der ein alter Mann ist.«

»Da geht noch viel Wasser die Aare hinunter.«

»Weißt du was?«, sagte Urs. »Der Kleine ist der Einzige von uns dreien, der das 22. Jahrhundert erleben wird.«

»Sieht so aus«, sagte ich. »Ich müsste hundertvierzig Jahre alt werden.«

»Ich hundertfünfunddreißig.«

»Das schaffen wir nicht.«

»Kaum.«

»Der Kleine muss nicht mal neunzig werden. Das kriegt er hin.«

»Locker.«

»Sonderbare Sache«, sagte Urs. »Wir sind im 20. Jahrhundert geboren, leben im 21. Jahrhundert und halten einen Bürger des 22. Jahrhunderts im Arm. Macht drei Jahrhunderte.«

»Mein Großvater ist 1899 geboren«, sagte ich.

»Der lebt noch?«

»Das nicht. Aber ich habe liebe Erinnerungen an ihn.«

»Dann macht's vier Jahrhunderte«, sagte Urs.

»Genau«, sagte ich. »Du trägst das 22. Jahrhundert auf dem Arm und ich das 19. Jahrhundert im Herzen, und das 20. und das 21. haben wir in den Knochen.«

»Das Leben ist lang«, sagte Urs.

»Jetzt reicht's«, sagte ich. »Gib mir den Kleinen wieder.«

»Nicht fallen lassen«, sagte Urs.

»Ich pass schon auf.«

»Jetzt, wo der Kleine da ist, hättest du ruhig ein paar Vorsätze fassen können.«

»Zum Beispiel?«

»Du gehst immer bei Rot über die Straße«, sagte Urs.

»Ich habe dich gesehen.«

»Das ist nicht wahr«, sagte ich. »Manchmal gehe ich auch bei Grün über die Straße.«

»Du bist ein schlechtes Vorbild«, sagte Urs. »Wegen dir kommen meine Kinder unters Auto.«

»Das täte mir leid«, sagte ich. »Gewiss möchte ich deine Kinder nicht in Gefahr bringen, wo du doch nur so wenige hast. Aber muss ich ihnen ein Vorbild sein? Ein gutes noch dazu? Könnte ich deinen Kindern nicht als schlechtes Beispiel dienen? Als abschreckendes Exempel dafür, wie man es nicht machen soll?«

»Kinder unterscheiden nicht zwischen guten und

schlechten Vorbildern«, sagte Urs. »Die äffen einfach nach.«

»Verstehe«, sagte ich. »Aber ich nehme doch an, dass du sie zu mündigen, selbstverantwortlichen Bürgern erziehen willst.«

»Selbstverständlich.«

»Dann sag selbst, gehe ich ihnen mit gutem Beispiel voran, wenn ich sklavisch vor jeder roten Ampel halte, ohne mir einen eigenen Überblick über die tatsächliche Bedrohungslage zu verschaffen? Bin ich ein gutes Vorbild, wenn ich stehen bleibe wie der Ochse am Berg, auch wenn bis zum Horizont kein Auto zu sehen ist?«

»Jawohl«, sagte Urs. »Ein Vorbild als gesetzestreuer Citoyen.«

»Und wenn die Ampel kaputt ist? Wenn sie auf Rot stehen bleibt bis ans Ende aller Tage? Soll ich mir dann wie ein Idiot die Beine in den Bauch stehen, deinen Kindern zum Gespött? Hätte ich in einem solchen Fall nicht die Pflicht, ihnen Mut und Entschlusskraft vorzuleben, indem ich die rote Ampel bewusst ignoriere?«

»Hör auf zu quatschen, es ist ganz einfach«, sagte Urs.

»Wenn Kinder in Sicht sind, musst du bei Rot stehen bleiben, sonst kriegst du Ärger mit den Müttern. Wenn keine in Sicht sind, machst du, was du willst – es sei denn, die Mütter sind in Sicht. Die machen dir sonst die Hölle heiß.«

»Wie du jetzt gerade.«

»Genau.«

»In Frankreich laufen alle bei Rot über die Straße«, sagte ich. »Funktioniert bestens. Die Franzosen leben alle noch.«

»In Italien leben auch alle noch«, sagte Urs. »Obwohl es dort keine funktionierenden Ampeln gibt.«

»In Deutschland musst du aufpassen«, sagte ich. »Dort geben die Autofahrer Vollgas, wenn du bei Rot über die Straße gehst.«

»Und in Österreich?«

»Dort bleiben die Fußgänger bei Rot stehen und drucksen rum, bis du über den Mittelstreifen hinaus bist«, sagte ich. »Erst wenn sie sicher sind, dass du nicht mehr umkehren wirst, murmeln sie halblaut ›Arschloch‹ oder so. Am liebsten würden sie Steine nach dir werfen.«

»Diese Österreicher.«

»Aber zur Umerziehung wird man nur in China gezwungen. Und in der Schweiz. Von dir und deinen Müttern.«

DORIS DÖRRIE

Manna

Am Sonntagmorgen um Viertel vor sechs ruft Lilli nach mir. Ihr Schrei trifft mich im Schlaf wie ein geschleudertes Messer. Blitze fahren durch mein Gehirn, mein Magen verkrampft sich, mein Herz flattert. Mit geschlossenen Augen warte ich auf ihren nächsten Schrei. Es vergehen Minuten, und gerade, als sich meine Muskeln entspannen und ich beginne, wieder abzutauchen in meinen weichen, dunklen Schlaf, heult sie auf wie ein Wolf. Ich rolle mich aus dem Bett, schlurfe mit immer noch geschlossenen Augen über den kalten Parkettboden in ihr Zimmer. Der süßliche Geruch von Pipi und Kinderschlaf schlägt mir entgegen. Ich öffne ein Auge. Sie steht am Geländer ihres *Paidi*-Bettes und streckt die Arme nach mir aus.

Guten Morgen, böse Hexe, sagt sie, ich bin die Goldmarie.

Ich trage sie in mein Bett. Die Wohnzimmertür steht offen. Jim liegt auf der Couch, seine nackten Arme hängen schlaff herunter. Er schläft jetzt fast immer auf der Couch. Wir haben aufgehört, darüber zu reden. Vor Lillis Geburt vor fast drei Jahren hätten wir uns nicht vorstellen können, auch nur eine Nacht in getrennten Betten zu verbringen. Vor drei Jahren haben wir uns vieles nicht vorstellen können. Unser gemeinsames Leben hat begonnen wie ein kleiner Schneeball, der nur zögernd ins Rollen kam und an dem jetzt alles kleben bleibt, jede Banalität, jeder Streit, jeder Zweifel, und der immer größer

und schneller wird, bis er irgendwann als riesige Kugel alles platt walzen wird.

Abends, wenn wir beide Lilli ihren Gute-Nacht-Kuß gegeben haben, räumen wir zusammen ihre Spielsachen und die Küche auf, dann gehen wir erschöpft in verschiedene Zimmer, er sieht fern, ich lese, oft schlafe ich ein, ohne daß wir uns noch einmal sehen. Manchmal – selten – finden wir uns im Dunkeln, wie zwei Passanten, deren Wege sich zufällig kreuzen. Am besten ist es, wenn wir uns dabei fremd sind. Wenn ich sehr müde bin, denke ich auch: beeil dich, damit ich weiterschlafen kann. Früher hieß es von mir, ich dächte nur ans Essen, jetzt denke ich nur ans Schlafen.

Schlaf noch ein bißchen, sage ich zu Lilli, und sie kuschelt sich an mich.

Milch, sagt sie in mein Ohr.

Gleich, antworte ich.

Jetzt, sagt sie.

Warte noch ein bißchen, noch ein kleines bißchen, murmle ich schlaftrunken.

Meine Milch, schreit sie.

Ich stehe auf, stoße mir den Kopf an der Hängelampe. In der Küche schüttele ich mit einem Schwung die kalte Milch in den Milchtopf und wundere mich, daß ich so genau dosieren kann, wieviel Milch in eine Milchflasche paßt. Bis auf den Tropfen genau. Man erlernt seltsame Fähigkeiten als Mutter. Ich schalte den Herd ein und stecke den Finger in die Milch, bis sie sich lauwarm anfühlt. Mit geschlossenen Augen stehe ich so da, in meinem Nachthemd mit braunen Känguruhs auf grünem Untergrund, den Finger in der Milch. Ich sehe mich in dieser Haltung als Gipsstatue in einem Museum. Auf einer kleinen Metallplatte, die an meinem linken, leicht vorgestellten Fuß befestigt ist, steht: MUTTER.

Saft, sagt Lilli, als ich mit der Milchflasche zu ihr komme, ich will Saft. Ich drücke ihr die Milchflasche in die Hand und lege mich wieder ins Bett. Sie wirft die Milchflasche quer durchs Zimmer. Sie hat Glück, die Flasche geht nicht auf.

Ich warne dich, sage ich.

Ich will Saft, brüllt sie.

Nicht in diesem Ton, sage ich und hole ihr ein Glas Saft. Sie wendet sich ab, nimmt es nicht.

Ich warne dich, wiederhole ich.

Ich will meine Milch.

Dann hol sie dir. Ich lege mich wieder ins Bett. Mein Kopf dröhnt, meine Augen schmerzen. Sie weint mir ins Ohr, wütend strampelt sie mit den Beinen und trifft mich in den Bauch. Ich fahre in die Höhe, schnappe sie, klemme sie mir unter den Arm wie eine Handtasche, trage sie zurück in ihr Bett und knalle die Tür zu. Sie tobt.

Zitternd vor Wut lege ich mich wieder ins Bett und lege mir ein Kissen über den Kopf.

Sie wird lauter. Lauter als jemals zuvor, so als habe sie gerade eben einen Trick entdeckt, wie sie ihre Stimmbänder noch besser nutzen kann.

Ich höre Jim wütend über den Flur stampfen. Er reißt Lillis Tür auf und brüllt: Was ist hier los?

Lilli schaltet blitzschnell um. Papa, schluchzt sie, Papa. Ich weiß, daß sie jetzt flehentlich ihre Ärmchen nach ihm ausstreckt. Ich höre, wie er versucht, zu erklären, daß ich müde bin, daß er müde ist, daß man morgens, wenn alle anderen noch schlafen, nicht so schreien darf.

Warum? fragt Lilli.

Weil Sonntag ist, sagt Jim.

Aber es ist schon hell, sagt Lilli. Trotzdem, sagt Jim. Lilli brüllt.

Jim kommt zu mir und fragt mich, ob Lilli wiederkommen darf.

Aus dem Kinderzimmer schreit Lilli: Meine Milch, meine Milch!

O Gott, stöhnt Jim, wie spät ist es? Er beugt sich zu mir herab und drückt mein Bein unter der Decke.

Mein Bauch tut mir weh, schreit Lilli wütend, ich will meine Milch!

Wie ein kleines Paket liefert Jim sie bei mir ab. Wortlos dreht sie mir ihr Gesicht zu, auf ihren Backen sitzen Tränen bewegungslos wie Glasperlen. Mama, sagt sie leise, meine Milch.

Ich krieche von meinem Futon über das kalte Parkett und hole ihr die Flasche. Wenn du sie jetzt nicht trinkst, kommt sie weg, sage ich.

Wohin? fragt Lilli.

Um sechs Uhr zwölf liege ich im Wohnzimmer auf dem Teppich. Ich bin das Baby, Lilli ist meine Mutter. Jim liegt mit geschlossenen Augen auf der Couch, die eine Wange ins Kissen geknautscht, sein Gesicht geteilt in eine junge und eine alte Hälfte. Ich sehe Jim als alten, stummen Mann vor mir, ich fürchte mich und lege ihm leicht die Hand auf die Wange. Der Trick funktioniert: Meine Ablehnung verwandelt sich durch diese Geste in dünne Zuneigung. So, wie wir uns jetzt manchmal widerwillig umarmen und hoffen, daß in der Umarmung ein Gefühl entsteht, das wir wiedererkennen. Wir halten den Atem an und lauschen voller Furcht, als läge etwas im Sterben. Wohin wir auch blicken, um uns herum, bei all den Paaren, die wir kennen, ist es bereits tot. Sie alle haben einen Tod im Haus, sie betrachten uns wissend lächelnd und warten darauf, daß es auch bei uns stirbt.

Lilli schiebt ihr Nachthemd hoch und drückt meinen

Kopf an ihre Brust. Trink, sagt sie. Ich rieche ihren zarten, leicht säuerlichen Kinderduft, und unvermutet durchströmt mich Glück wie gleißendhelles Licht.

Und jetzt wird geschlafen, sagt Lilli, geht zur Tür und knallt sie hinter sich zu. Ich weiß, daß ich jetzt weinen muß, wenn ich ihr den Spaß nicht verderben will. Ich brülle, so laut ich kann. Jim stöhnt und dreht sich auf die andere Seite. Lilli öffnet die Tür einen Spalt und streckt nur ihre Hand hindurch. Siehst du meine Hand? fragt sie hinter der Tür, ich bin ja da.

Ich schreie weiter. Sie kommt zurück. Was ist jetzt schon wieder? fragt sie und stützt die Hände in die Hüften. Gleich werde ich stinkesauer, ich warne dich. Sie betont die Sätze wie ich, aber es fehlt ihr meine Wut, mein Jähzorn. Unsicher sieht sie mich an. Ich schreie weiter und strampele mit den Beinen.

Was willst du denn? fragt sie leise und streichelt mich. Sie ist ohne Zweifel die bessere Mutter.

Ich bin das Babymonster, sage ich.

Mamamonster, korrigiert sie lakonisch und setzt sich auf den Teppich.

Es ist vollkommen still im Haus, sonntagsstill. Schweigend betrachten wir den schlafenden Jim. Zwei Erwachsene und ein Kind an einem Sonntagmorgen. Ich kann mich nicht erinnern, wie ich hierhergeraten bin.

Wir wollen einen Ausflug machen, sagen wir zu Jim. Er grunzt.

Mit dir, sagt Lilli.

Eineinhalb Stunden brauchen wir, um aus der Stadt hinauszukommen. Ich singe blutrünstige Kinderlieder von Füchsen, Kuckucken und Hasen, die erschossen werden, von Negerlein, die ersticken, ertrinken, verhext und gefressen werden, lese sechsmal dasselbe *Pixi*-Buch